

BOBBY PALMER

Isaac
und
das Ei

BOBBY PALMER

Isaac und das Ei

Roman

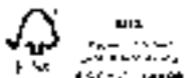
Aus dem Englischen
übersetzt
von Felix Mayer

HEYNE <

Titel der englischen Originalausgabe

ISAAC AND THE EGG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 06/2023

Redaktion: Michelle Stöger

Copyright © 2022 by Bobby Palmer

Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München,
unter Verwendung des Motivs von Andrew Smith

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-27416-7

www.heyne.de

Für Nina

»Das habe ich schon erledigt«, sagte die Kröte.
Und sie strich durch:

Aufwachen

ARNOLD LOBEL

ERSTER
TEIL

DAS
EI

EINS

| saac Addy steht auf einer Brücke und weiß nicht, ob er springen soll. Er klammert sich an die eiskalte steinerne Brüstung. Sein Atem nimmt ihm die Sicht. Die frühmorgendliche Eisschicht auf dem Pflaster knackt, als er von einem Fuß auf den anderen tritt. Er hat versucht, seinen ganzen Mut zusammenzunehmen, seine durchgefrorenen Beine über die Brüstung zu heben und in die Leere baumeln zu lassen, die sich unter ihm öffnet, aber ohne Erfolg. Er beugt sich vorüber und blickt hinab auf das tosende Wasser des Flusses, das weiß schäumend über das Wehr strömt. Er kneift kurz die Augen zusammen. Er weint nicht, obwohl er in den letzten Wochen einen Strom von Tränen vergossen hat. Vielleicht hat der Wind seine Tränen versiegen lassen. Vielleicht sind sie zu Eis erstarrt, bevor sie über seine Wangen rinnen konnten. Es ist nicht so, dass Isaac nicht in der Lage wäre, etwas zu empfinden. Nur jetzt gerade, angesichts des Wassers und des senkrechten Abgrundes, der sich unter ihm auftut, empfindet er nichts. Seine Gedanken sind bei anderen

Dingen. Seine Seele ist in völlig anderen Regionen. Der Fluss brüllt zu ihm herauf, aber Isaac Addy ist zu weit weg, als dass er antworten könnte.

Er holt Luft, ruckartig und mit einem ratschenden Geräusch, als wäre er plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. Eisige Luft füllt seine Lunge. Er sieht die Brücke entlang, erst in eine Richtung, dann in die andere. Die Kälte hat seinen Körper taub gemacht, aber er ist so taub für diese Taubheit, dass er kaum zittert, während er versucht zu rekonstruieren, wie er hierhergegangt ist. Er zwinkert. Er kennt diesen Ort, und er weiß, dass er nicht zu Fuß hierhergekommen ist. Ausgeschlossen. Er steht mitten im Nichts. Er hat getrunken, und das ist beunruhigend, denn offenkundig ist er Auto gefahren. Dass er getrunken hat, weiß er, weil ein mehrere Stunden alter Geschmack von Alkohol auf seiner Zunge liegt, und dass er gefahren ist, weiß er, weil am Ende der Brücke sein Auto steht, mit brennenden Scheinwerfern und offener Fahrertür. Es steht am Straßenrand, wie ein überfahrener Tier, der Himmel über ihm bedrohlich lila. Durch das Rauschen des Flusses ist schwach das *ding ding ding* des Warnsignals zu hören. Isaac kann sich nicht daran erinnern, die Tür offen gelassen zu haben. Auch an die Fahrt kann er sich nicht erinnern, ebenso wenig daran, dass es hell wurde, während er von dem Auto dort drüber hierher auf die Brücke gegangen ist. Er kann sich nicht daran erinnern, wie er hierhergekommen ist oder woher er gekommen ist. Er kann sich an kaum noch etwas erinnern.

Isaac blickt wieder hinab auf das Wasser, das ihm einen Windstoß entgegenschickt. Jetzt spürt er die Kälte. Sie schlingt sich um seinen Hals, kriecht unter den Kragen seines schmut-

zigen Hemdes und schnürt ihm die Rippen zusammen. Sie drückt ihm den Atem aus der Lunge, bis er am ganzen Leib zittert und die Brüstung noch fester umklammert. Obwohl kein Schnee liegt, fühlt Isaac sich wie in den Fängen eines Blizzards. Er stellt sich vor, wie seine Nase und seine Ohren blau anlaufen. Er weiß nicht, wo sein Mantel ist, und der Anzug, den er trägt, bietet so gut wie keinen Schutz vor dem kräftigen Wind, der vom Wasser heraufweht. Seine Hände bleiben reglos, auch wenn er noch so sehr versucht, sie zu heben und sich die fröstelnden Arme zu reiben. Er starrt wie gelähmt auf den Fluss, der über glänzende Steine und abgebrochene Äste strömt, und fragt sich, ob er auch über tote Hunde strömt.

DIE BRÜCKE DER LEBENSMÜDEN HUNDE

Er sieht die Schlagzeile in der Lokalzeitung wieder vor sich. Oder bildet er sie sich nur ein? Er kann sich zwar an kaum noch etwas erinnern, aber das weiß er noch: eine Geschichte, die durch die Medien ging, eine moderne Legende, zusammengeschustert aus ein paar verstreuten Anekdoten. Offenkundig entwickelten Hunde beim Überqueren der Brücke die seltsame Neigung, ins Wasser zu springen. Manche Leute behaupteten, auf der Brücke spuke der Geist einer bösartigen Dogge herum. Andere, die sich etwas besser auskannen, sahen die Ursache in dem Geruch nach Wildtieren im nahe gelegenen Unterholz. Baummarder, so vermuteten sie. Die Hunde erkennen ihren schwerwiegenden Fehler erst, wenn es zu spät ist. Sie springen in den Tod, obwohl sie

eigentlich Jagd auf Beute machen. Isaac wünschte, er besäße diese Art von Entschlossenheit.

Unsinn. Er hatte nie vor zu springen. Selbst der Dämon der Perversität, diese leise Stimme in seinem Kopf, die ihn doch dazu ermuntern sollte, sich hinabzustürzen, warnt ihn davor. *Spring nicht!*, sagt sie in leicht spöttischem Ton. *Du hast so viel, wofür es sich zu leben lohnt!* Isaac weiß, dass der Dämon das ironisch meint, aber er weiß auch, dass er seinem Rat folgen wird. Er schließt die Augen, stellt sich auf die Absätze, wiegt sich vor und zurück und beugt den Oberkörper über die Brüstung, als wolle er einen unbeabsichtigten Sturz provozieren. Wenn er jetzt die Hände wegnähme, würde die Schwerkraft den Rest erledigen. Er öffnet die Augen wieder, und im selben Moment öffnet sich vor ihm der Abgrund in seiner ganzen Weite und Tiefe. Isaacs Magen verkrampft sich. Vielleicht der Selbsterhaltungstrieb. Wahrscheinlich aber der Alkohol. Er hustet, spuckt und übergibt sich in die Kluft. Der Inhalt seines Magens befindet sich jetzt im freien Fall und wird vom Wind ins Halbdunkel zerstreut. Mit einem Zwinkern wischt Isaac sich ein paar Tränen aus den Augen, und eine andere Art von Galle steigt ihm die Kehle hoch. Das Wasser unter ihm scheint zu kochen, es ist schwarz wie Teer, und sein leerer Magen kocht im Einklang mit ihm. Eine Ader auf Isaacs Stirn droht zu platzen. Er umklammert die Brüstung so fest, dass der Stein in seine Finger schneidet. Dann endlich schreit er.

Es ist ein schmerzerfüllter Schrei, der die Vögel in der Nähe in die Flucht schlagen würde, wenn da Vögel wären, die ihn hören könnten. Er hallt von den Steinen der Brücke wider, von den Bäumen des Waldes, der den Fluss zu beiden Ufern

säumt, von der Oberfläche des Wassers. Selbst das Wehr hört auf zu gurgeln, als hielte es inne, um zu lauschen. Der Wald hält den Atem an. Die Zeit scheint stillzustehen. Dann, wie aus dem Nichts, schreit etwas zurück.

Isaac hängt da also über der Brüstung einer alten Steinbrücke, sein Speichel verfliegt im Wind, er legt den Kopf schief wie ein neugieriger Hund und starrt auf die Bäume am Ufer des Flusses, auf die Stelle, wo er sein Auto zurückgelassen hat. Um ihn herum undurchdringlicher Wald, die schlammige Böschung des Flusses ist mit Wurzeln übersät, die wie Aale ins Wasser gleiten. Dazu ein Geräusch, weder das *ding ding ding* des abgestellten Autos noch das Brüllen des Wassers, sondern ein Schrei, der einem das Blut in den Adern gefrieren lässt, einen Schauer über die Haut jagt und den Magen umdreht und der Isaacs Angst packt und aus dem Wasser schleudert. Es ist kein menschlicher Schrei. Es klingt auch nicht nach einem Baummarder, was auch immer ein Baummarder ist. *So* schreit kein Tier auf der Welt. Es ist weder der Schrei eines Menschen noch der eines Tieres, und auch nichts irgendwo dazwischen. Ein Schrei, bei dem sich ein *ganz* anderer Fluss von düsteren Möglichkeiten auftut. Jeder, der seine Sinne beieinanderhat, würde sich aufrichten, zurück zum Auto gehen und so schnell wie möglich in der Morgendämmerung verschwinden. Aber Isaac ist weit davon entfernt, seine Sinne beieinanderzuhaben; außerdem hat er in dem Schrei etwas gespürt. Hoffnungslosigkeit lag darin. Hilflosigkeit. Noch bevor er sich den Mund abgewischt hat, weiß er, dass er dem Schrei nachgehen wird.

Er wischt sich den Mund ab. Er richtet sich auf. Dann taumelt er einen Schritt zurück und entfernt sich wankend

vom Rand der Brücke. Er geht in Richtung seines Autos, das noch immer reglos sein *ding ding ding* von sich gibt, und schlurft dabei mit den Schuhen über den vereisten Asphalt. Am Ende der Brücke biegt er ab, weg von seinem Auto und in den Wald hinein. Unter seinen Füßen knistern vertrocknete Blumen und weggeworfene Plastikhüllen. Am ersten Baum, den er erreicht, hält er sich kurz fest, schöpft Atem und späht dann in die Dunkelheit, die dahinter liegt. Alle guten Kindergeschichten beginnen damit, dass jemand in den Wald geht, aber Isaacs Geschichte ist keine Geschichte für Kinder. Er ist zu alt, um von Wölfen großgezogen zu werden, zu groß, um einen Kaninchenbau hinabzukullern, zu abgestumpft, um sich in ein Lebkuchenhaus locken zu lassen. Sein Happy End ist ein für alle Mal dahin. Er zögert und blickt zurück zu seinem Auto. Als wäre das ein Signal, setzt das Schreien erneut ein. Schmerz spricht aus ihm, und dieser Schmerz ist Isaac schmerzlich vertraut. Ohne weiter nachzudenken, schlägt er sich ins Unterholz.

Moos rutscht ihm von den Schultern seines Sakkos, während er die Böschung der Straße hinabsteigt. Er krabbelt durch feuchtes Laub und drückt tief hängende Äste zur Seite. Dornen und dünne Zweige piken ihn in Unterarme und Hände. Knorrige Wurzeln bemühen sich nach Kräften, ihn ins Stolpern zu bringen. Das gelingt ihnen etliche Male, oft genug, dass die Beine seiner schwarzen Anzughose schon bald triefen und seine einst so eleganten Schuhe schmatzen wie nasse Küchenschwämme. Isaac verschwendet keinen Gedanken an Unterkühlung oder Frostbeulen, er hat nur den Schrei im Kopf, diesen Schrei, der sich so unwirklich anhört in diesem Wald, in dem eine Wand aus Bäumen selbst das Tosen

des nahen Flusses dämpft. Wieder zögert er. Vielleicht hält ihn der Wald zum Narren. Isaac dreht sich um, als lugten zwischen den Ästen tausend Augen hervor und beobachteten ihn. Während er sich weiter hin und her dreht, wird er allmählich wieder nüchtern, er späht zurück in Richtung seines Autos, dann nach vorn in Richtung von etwas anderem. Er hat die Orientierung verloren. Er weiß nicht einmal mehr, von wo er gekommen ist. Er überlegt, ebenfalls zu schreien, nach Hilfe zu rufen. Dann greift, wie eine göttliche Macht, die stärker werdende Dämmerung ein. Im Handumdrehen hebt sich die Dunkelheit des Waldes, einem Vorhang gleich, das märchenhafte Licht der Morgensonne dringt durch eine Lücke im Geäst und erhellt den gesamten Waldboden. Und da sieht Isaac es.

Es ist ein Ei. Hell leuchtend steht es in der Mitte einer Lichtung, in ein himmlisches Schimmern getaucht, das der Finsternis der Nacht, die ihm vorausging, die Stirn zu bieten scheint. Doch das Bild, das sich Isaac präsentiert, widerspricht jeder Vernunft. Die Lichtung wirkt künstlich, sie ist kreisrund und makellos, ebenso wie die Öffnung im Astwerk der Bäume, durch die das Licht strahlt, das sie erhellt. Das Ei steht genau in der Mitte, unter einem Baldachin aus Blättern und Zweigen, von denen Wasser tropft, an einer Stelle, an der das Dickicht niedergedrückt ist, das dadurch wie ein riesiges Nest wirkt. Das Ei ist weiß. Es wirkt unheimlich, wie die Perle in der Schale der größten Auster der Welt. Nein, eigentlich noch viel weißer. Es ist so weiß wie sonst nichts. Ein Oval aus purem Weiß, das eine Kinderschere aus einem unberührten Blatt Papier geschnitten hat, oder ein Oval, das aus solch unberührtem

Papier ausgeschnitten und mit Bastelkleber auf die Lichtung geklebt wurde. Nur wegen der Tautropfen, die zitternd auf der weißen Oberfläche des Eis sitzen, kann Isaac sicher sein, dass es wirklich ist und dass es wirklich ein dreidimensionales Objekt ist. Er reibt sich die Augen. Das Ei ist noch immer da. Es ist noch immer dreidimensional. Und es ist noch immer atemberaubend, und das umso mehr, weil es inmitten von stumpfem Schlammbrun und mattem Grün steht und die Tropfen des kondensierten Wassers auf seiner weißen Oberfläche wie Diamanten funkeln. Im Licht, das durch die Öffnung in den Baumkronen fällt, glänzt es wie ein Fabergé-Ei unter dem Punktstrahler einer Vitrine. Nur ist es größer. Viel größer. Dieses Ei muss über einen halben Meter groß sein.

Zum ersten Mal seit Wochen empfindet Isaac etwas anderes als Verzweiflung. Er zwinkert ein paarmal und reibt sich die geröteten Augen. Sieh an, die Neugier kehrt zurück. Mit halb offenem Mund späht er durch das Geäst auf allen Seiten der Lichtung und sucht nach irgendeinem Hinweis darauf, wie das Ei dorthin gekommen ist. Er sieht hinab auf den Boden und sucht nach übergroßen Fußabdrücken. Er sieht hinauf zum Himmel und hält Ausschau nach der Silhouette eines noch viel größeren Tieres. Er denkt an die Szene in *Jurassic Park*, in der das Kräuseln des Wassers in einem Glas das Herannahen eines Tyrannosaurus Rex anzeigen. Aber auf der Lichtung herrscht Totenstille, kein Grashalm regt sich. Isaacs Blick wandert wieder zurück zu dem Ei. Er kann sich seiner Faszination nicht entziehen. Es hat etwas Magnetisches an sich, etwas Allumfassendes, als sauge sein bizarres, reines Weiß alle Farben aus den Pflanzen in

seiner Nähe. Kein Fleckchen Schmutz ist auf ihm zu sehen. Und dann die Größe! So ein Ei kann man nicht mit dem Löffel aufklopfen, denkt Isaac. Dazu bräuchte man eine Schaufel oder einen Vorschlaghammer. Isaac schluckt. Ein säuerlicher Geschmack breitet sich in seiner Kehle aus. Unter all den Fragen, die die Gegenwart des Eis aufwirft, hat er noch immer keine Antwort auf die drängendste: Woher kam der Schrei?

Isaac blickt noch einmal über die Lichtung. Nervös tritt er von einem Bein aufs andere, wodurch unter seinen Füßen ein paar Zweige knacken. Das Geräusch erschreckt ihn dermaßen, dass er in die Hocke geht und sich zusammenkauert. Er presst die Augen zusammen und umfasst seine Knie. Doch nichts greift ihn an. Er öffnet erst ein Auge, dann das andere und kriecht dann hinter den nächsten Baum, um sich zu verstecken. Von dort aus sucht er weiter das Halbdunkel nach einer massigen, bedrohlich aufragenden Gestalt ab, nach einem Muttertier, das so gewaltig ist, dass es ein solches Ei legen kann. Doch immer wieder zieht das Ei seinen Blick auf sich. Auf einem Bauernmarkt in der Stadt hat Isaac einmal ein Straußenei gesehen – aber dieses hier ist bestimmt viermal, vielleicht sechsmal oder sogar achtmal so groß. Es ist so groß wie das Ei eines Dinosauriers. Auch ein Dinosaurierei hat er schon einmal gesehen, im Naturgeschichtlichen Museum. Aber das war beige mit teefarbenen Flecken, und nicht Tipp-Ex-weiß. Isaac fragt sich, was im Inneren des Eis wohl versteckt ist und darauf wartet, dass es Zeit zu schlüpfen ist. Der Schrei fällt ihm wieder ein, von dem er noch immer nicht weiß, woher er kam. In seiner Erinnerung klingt er mittlerweile aggressiv und nicht mehr schmerz-

geplagt. In einem anderen Leben hätte Isaac sich schon längst in sein Auto geflüchtet. In diesem Leben jedoch erscheint ihm der rasche Tod durch einen Pterodactylus geradezu als Erlösung.

Jeder, der in Isaacs durchnässter Haut stecken würde, würde es genauso empfinden. Was soll er jetzt tun? Das Ei zurücklassen, sodass Füchse und Eulen mit ihren Krallen und Schnäbeln Löcher hineinschlagen und es aufpicken? Als langsam verderbendes Futter für tote Hunde und Baumarder? Isaac hat nicht bemerkt, dass er sich bewegt hat, aber offenkundig haben ihn seine Beine – die ihn vorhin nur widerwillig getragen haben – hinter dem Baum hervorgesleppt und ihn in der Mitte der Lichtung abgesetzt. Jetzt steht er über das Ei gebeugt, unsicher schwankend, späht blinzelnd in das Dickicht der Bäume und hält Ausschau nach Spuren der Fänge eines Muttervogels, der ihn zur Rechenschaft ziehen will. Er räuspert sich. Nimm das Ei an dich, drängt ihn sein Unterbewusstsein. Also wirft er einen letzten Blick zurück über die Schulter, beugt sich nach unten und hebt das Ei auf. Es ist leichter, als er erwartet hat. Und auch weicher. Sein Äußeres ist nicht hart und kühl wie die Schale eines normalen Eis. Es ist weich und feucht, wie eine Kugel aus Teig, der gerade gegangen ist. Wie ein gekochtes Ei. Ja, so fühlt es sich an, wie ein geschältes Ei. Zwar verströmt das Ei den muffigen Geruch nach nassem Hund, doch dieser Hund riecht alles andere als tot. Trotz seines taufeuchten Äußeren strahlt es eine innere Wärme aus, wie sie nur von einem Lebewesen stammen kann. Diese Wärme entzündet etwas in Isaac, eine Erinnerung, die tief in seinem Körper schlummert. Das Ei

fühlt sich in seinen Händen weniger wie ein auf dem Waldboden aufgelesenes Ei an, sondern eher wie eine Wärmflasche mit einem flauschigen Überzug. Wie kommt er darauf? Isaac ist jetzt neunundzwanzig Jahre alt und hat seit mindestens zwanzig dieser Jahre keine flauschige Wärmflasche mehr gebraucht. Warum schleicht sich jetzt plötzlich dieser Gedanke ein? Wegen ihr, natürlich. Es ist immer wegen ihr. Wenn ihm warm wird, wird ihr – *wurde* ihr – kalt. Sie hatte eine Wärmflasche, mit einem flauschigen Überzug. Sie lag zwischen ihnen im Bett.

Ein entsetzliches Gefühl beschleicht Isaac, und er erkennt es sofort wieder. Es fühlt sich an, als gäbe der Waldboden unter seinen Füßen nach, als wären sämtliche Bäume um ihn herum aus der Erde gerissen worden, als wäre die ganze Welt dem Erdboden gleichgemacht, außer ihm, Isaac, und als wäre da nur noch ein grenzenloses Nichts, das mit der Kraft von tausend Winterstürmen, die sich aus tausend eisigen Flüssen erheben, durch sein Inneres bricht. All diese Gewalt, gesammelt in einem einzigen Körper. Es beginnt mit einem Zittern in den Eingeweiden, als hätte sein Magen den höchsten Punkt der obersten Schicht der Atmosphäre erreicht und kenne nur noch eine Richtung: nach unten. Dann saust er mit einem Ruck hinab. Zusammen mit ihm rauscht auch Isaacs Herz in die Tiefe. Alles in ihm stürzt, sein Innerstes fällt in sich zusammen, und er bekommt kaum noch Luft. Die Schwerkraft hat sich gegen ihn verschworen. Er steht in der Mitte der Lichtung, und der Baum, an dem er sich vorhin festgehalten hat, ist zu weit weg. Er ringt nach Atem wie ein Ertrinkender, würgt, als wäre sämtliche Luft aus der Lichtung abgesaugt worden. Er sackt auf die

Knie. Das Ei lässt er dabei nicht fallen. Vielmehr hält er es noch fester umschlossen als zuvor.

Was mache ich hier?, fragt sich Isaac. Sein Atem verfängt sich in seinem Hals, das Blut in seinen Adern verklumpt. Er kniet in einem zerrissenen Anzug auf einer nassen Lichtung in einem seltsamen Wald, hält ein riesiges weißes Ei im Arm, das er auf dem Boden gefunden hat, und kämpft damit, wieder zu Atem zu kommen. Was soll ich jetzt machen?



Für einen kurzen Augenblick war Isaac verloren. Er hat kaum Luft bekommen, hat kaum noch etwas gesehen, hat kaum noch den Weg zurück durchs Unterholz gefunden. Dann haben ihn das in der Ferne tönende *ding ding ding* und die Morgensonnen, die durch die Bäume fiel, zurück zur Straße gezogen, zu seinem Auto, in sein wirkliches Leben.

Passanten würde sich ein absurder Anblick bieten: ein offenkundig völlig erschöpfter Mann, der bei Tagesanbruch aus dem Wald gehumpelt kommt und unter Mühen ein Ei im Arm hält, das sonderbar leicht wirkt und doch überraschend unhandlich. Er hält es eingeklemmt zwischen Ellbogen und Nackenbeuge, so wie man eine Einkaufstüte hält, während man in der Hosentasche unbeholfen nach dem Hausschlüssel kramt. Gleichzeitig tastet er mit fahri-gen Bewegungen nach dem Griff der Beifahrertür. Es sind keine Passanten in der Nähe, die die Szene beurteilen könnten. Isaac öffnet die Tür, legt die alte Walkers-Shortbread-Blechdose behutsam auf die Rückbank und stellt das Ei auf den Beifahrersitz. Dann setzt er sich auf den Fahrersitz, um-

fasst das Lenkrad mit beiden Händen und betrachtet sich im Rückspiegel. Seine Haut wird seit einiger Zeit immer grauer. Auch seine Haare werden grau. Nur in seinen müden Augen hat sich noch eine Farbe gehalten, und diese Farbe ist Rot. Sein Hemd ist mit Flecken von Schlamm und Moos gesprenkelt, und sein bester Anzug ist ruiniert. Auch seine Krawatte hat er verloren, wie so vieles andere zuvor. Eines hat er jedoch hinzugewonnen: ein riesiges Ei, gut einen halben Meter groß, mit glatter, weißer Schale und einem stark modrigen Geruch. Er schnallt das Ei an. Er weiß nicht, was es enthält, und er hat keine Lust, den Vormittag damit zu verbringen, literweise Eigelb aus dem Fußraum seines Ford Fiesta zu wischen. Er betrachtet das Ei, betrachtet im Rückspiegel seine blutunterlaufenen Augen, betrachtet den endlosen weißen Himmel, der sich über dem glatten Asphalt erstreckt. Er dreht die Heizung auf, weil er sich vage daran erinnert, wie sie in der Schule Hühnereier unter Wärmelampen gelegt haben. Auch das Eierlaufen fällt ihm wieder ein, der Adrenalinrausch beim Versuch, ein Ei unbeschadet über die Ziellinie zu bringen. Isaac schüttelt den Kopf, legt den ersten Gang ein und fährt los.

Die Brücke liegt außerhalb der Stadt, etwa fünfzehn Minuten von Isaacs Haus entfernt. Schmale Landstraßen führen zu ihr, die zum Glück allesamt kaum befahren sind. Weil außer ihm niemand unterwegs ist, hat Isaac ausreichend Zeit, sich selbst, dem Ei und der Keksdose auf der Rückbank all die Fragen zu stellen, die in seinem rasch wieder nüchtern werdenden Geist umherjagen.

Was ist da drin?
Ist es gefährlich?
Wird es bald schlüpfen?
Hätte ich es im Wald lassen sollen?
Soll ich es wieder dorthin zurückbringen?
Wird alles nur noch schlimmer, wenn ich wieder zurückgehe?
Ist es verboten, ein Ei zu finden und mit nach Hause zu nehmen?
Falls ja, wie wahrscheinlich ist es, dass ich erwischt werde?
Muss ich dafür wirklich ins Gefängnis?
Falls ja, welche Strafe bekomme ich?
Soll ich das Ei wegwerfen?
Soll ich das Ei *zubereiten*?
**Gekocht oder
gebraten?**

Isaacs Gedanken sind so verworren, dass er keine Antworten findet. Auch die Blechdose hat keine. Und ebenso wenig das Ei, das ja ein Ei ist und daher nicht sprechen kann. Dennoch feuert Isaac eine Frage nach der anderen ab, wobei er nicht weiß, ob er sie auch laut ausspricht. Er klopft mit den Handflächen nervös auf das Lenkrad und überprüft dabei immer wieder mit angsterfüllten Blicken den Rückspiegel und die Seitenspiegel, ob sich ein Blaulicht nähert oder das Heulen eines Martinshorns zu hören ist. Möglicherweise enthält das Ei Schmuggelware – Drogen, Waffen oder Schlimmeres. *Tatü-tata, tatü-tata*. Er würde leise fluchen. Der Polizist würde vielleicht ans Fenster klopfen, und Isaac würde es herunterkurbeln müssen. Der Polizist würde möglicherweise sagen: »So früh schon unterwegs, Sir?« Isaac würde ins Schwitzen geraten, und der Polizist würde vielleicht die Stirn runzeln, mit seinem Stift auf den Beifahrersitz deuten und sagen: »Gibt's heute Omelett zum Frühstück?« Und Isaac würde ein bisschen zu laut lachen und dadurch verraten, dass er etwas schmuggelt. Er hat noch immer mehr im Blut, als erlaubt ist. Er würde pusten müssen, dann käme es raus, und was dann? Isaac sieht zu dem Ei auf dem Beifahrersitz hinüber. Er will noch eine weitere Frage stellen. Er will wissen, ob er gerade verrückt wird. Aber bevor er die Frage formulieren kann, bemerkt er, dass er zu Hause angekommen ist.

Isaac steigt aus. Das Auto hat er auf dem Gehsteig geparkt. Egal. Die bleiche Wintersonne geht rasch auf, und mit ihr werden bald auch die Vorhänge hinter den Fenstern der Nachbarn zur Seite geschoben. Dass er so nach-

lässig geparkt hat und noch weitaus vernachlässigter aussieht, werden sie auf *all das, was in letzter Zeit passiert ist*, zurückführen. Aber das Ei? Sie werden ihm Fragen zu dem Ei stellen, und Isaac hat schon festgestellt, dass er keine Antworten hat. Das Ei ist etwas, das er für sich behalten will. Nehmt mir das nicht auch noch weg, denkt er. Nachdem er sich vergewissert hat, dass sämtliche Vorhänge, die die Straße säumen, noch geschlossen sind, löst er den Gurt, der seinen unkommunikativen Beifahrer sichert, trägt diesen zur Haustür und versucht dabei, ihn zumindest halbwegs unter seinem feuchten Sakko zu verbergen. Wenigstens muss er sich diesmal nicht mit einem Schlüssel herumärgern, ganz einfach, weil er die Tür noch nie abgeschlossen hat. Als er sie aufdrückt, spürt er den Widerstand eines riesigen Haufens aus ungeöffneten Briefen, Rechnungen und Werbeprospekten. Man könnte meinen, das Haus wäre unbewohnt. In gewisser Weise hat Isaac es vor etlichen Wochen verlassen. Er hat hier nicht mehr *gelebt*, sondern nur noch existiert. Aber das Haus besitzt ein Eigenleben, wie die Post zu Isaacs Füßen beweist, die abgestorbenen Blumen mit den hängenden Köpfen auf der Ablage im Flur und der ekelerregernde Geruch nach verdorbenem Essen, der durch die angelehnte Küchentür zieht. Irgendwo tropft ein Wasserhahn. Irgendwo anders summt eine Fliege. Einen Augenblick lang steht Isaac, noch immer leicht betrunken, schwankend und schweigend da, hält das Ei im Arm und lauscht. Als warte er darauf, dass jemand ihn willkommen heißt. Niemand ist zu hören. Seine Kehle schnürt sich zu. Seine Augen werden feucht. Im Flur stehen schlichte, edle Holzmöbel, und Isaac läuft es kalt den Rücken hinab. Das Ei in

seinen Armen scheint das zu spüren, die Wärme in seinem Inneren sinkt rapide. Wieder denkt Isaac an die Wärmflasche mit der flauschigen Hülle. Sie hatte sie sich immer vorne in die Schlafanzughose gesteckt, damit ihr warm wurde. Das sah nicht besonders toll aus. Er hatte ein Foto davon auf seinem Handy. *Zeig das bloß nicht rum.* Sie hatten Tränen gelacht. Kalte Füße, kalte Hände, die im Bett über seine Haut strichen, wie Eiswürfel, die unter die Bettdecke geschmuggelt worden waren. Sie klemmte ihre nackten Füße zwischen seine nackten Beine, um sie zu wärmen, oder ihre nackte Hand unter seinen nackten Rücken. Dann fluchte er und entwand sich ihr.

»Warum ist dir immer so kalt?«, hatte er sie oft gefragt.
Das ist relativ. Warum ist dir immer so warm?

Isaacs Haus ist so kalt wie der Fluss, von dem er sich jetzt wünscht, er hätte sich hineingestürzt. Die Post liegt wie eine Schneewehe über seinen Füßen, sein Atem bildet Wölkchen in der Luft des Flurs. Er schnieft und blickt auf das Ei hinab. Er reißt die Augen auf. Er flucht. Er lässt das Ei fallen, das auf einem Polster aus Kreditkartenrechnungen und Speisekarten von Lieferdiensten landet. Im selben Moment ist er wieder draußen und rennt zu seinem Auto, an dem noch beide Türen offen stehen. Er schnappt sich die Blechdose von der Rückbank, drückt sich das kalte Metall gegen die Stirn und schließt die Augen. Dann macht er die Autotüren zu und geht zurück ins Haus. Als er wieder in der Schneewehe steht, überlegt er, was er jetzt tun kann. Er sieht hinab auf das Ei, das in dem Haufen aus Briefen zu seinen Füßen sitzt, wie in einem Nest. Das Weiß seiner Schale ist abgeklungen, wie ein Licht, das verlöscht ist. Was

soll er jetzt machen? Sie hätte es gewusst. Sie hatte immer eine Antwort. Er geht in Gedanken das Archiv ihrer Gespräche durch und sucht nach etwas, das ihm helfen könnte. Einmal hatte sie ihm eine Geschichte von einem verwaiseten Lamm erzählt, das sie auf dem Bauernhof gehabt hatten, auf dem sie aufgewachsen war. Wenn ein Lamm keine Mutter mehr hatte, war es ihre Aufgabe gewesen, es mit der Flasche zu füttern. Aber dieses eine fror einfach andauernd. Sie hatten es in Decken gewickelt, in Handtücher, in die Daunendecke aus ihrem Bett. Nichts hatte geholfen. Dann hatte jemand den genialen Einfall mit dem Ofen. Auf das Risiko hin, zum Mittagessen Lammbraten zu haben, steckten sie das zitternde kleine Ding in den alten gusseisernen Ofen, um es zu wärmen. Es funktionierte. Das Lamm war gerettet. Isaac, der schon fast zwanzig war, als er zum ersten Mal einen echten Bauernhof zu Gesicht bekommen hat, hatte gelacht, den Kopf geschüttelt und zu ihr gesagt, sie sei in einer Geschichte von Beatrix Potter aufgewachsen. Kein Mensch hatte noch einen gusseisernen Ofen. Kein Mensch fütterte Lämmer mit der Flasche. Sie hatte mit den Achseln gezuckt und erwidert, er bräuchte nur hinauszugehen und die Augen aufzumachen; dann würde sich ihm eine ganze Welt auftun, die ihm jetzt noch verschlossen sei.

Isaac verriegelt die Haustür. Er geht ins Wohnzimmer und stellt die Keksdose behutsam auf den Kaminsims. Dann holt er das Ei von seinem Ruheplatz auf dem Posthauen. Das Haus ist klein und beengt, und in der Küche steht kein alter gusseiserner Ofen, aber in so einem hätte das Ei auch gar keinen Platz. Doch die Feuerstelle unter dem

Kaminsims ist halbwegs brauchbar, also bringt Isaac das Ei dorthin. Die Sonne dringt erst allmählich durch die Lämellen der Jalousien, aber Isaac hält den Blick gesenkt und schaltet das Licht nicht ein. Mit langsamem, angestrengten Bewegungen macht er sich am Kamin zu schaffen. Aus einer alten Zeitung, ein paar Holzscheiten und Resten von Kienspänen schichtet er ein schlichtes Feuer auf. Er zündet es an und bläst das Streichholz rasch wieder aus, um nicht irgendetwas im Raum zu erhellen, das er nicht sehen will. Aus allen Ecken des Raumes rafft er Kissen und Decken zusammen und baut daraus auf dem Boden vor dem Kamin ein improvisiertes Nest. Er setzt das Ei hinein und facht das Feuer an, das dahinter brennt. Die Flammen lodern auf. Isaac kniet sich hin und betrachtet das Ei. Wie es da so vor dem Feuer auf dem Wohnzimmerboden steht, strahlt seine weiße Schale so hell wie noch nie. Aber da ist noch etwas anderes. Jetzt, wo es nicht mehr auf der kalten, feuchten Lichtung steht, sondern vor einem knisternen Feuer, fängt sein Äußeres endlich an zu trocknen. Und während es trocknet, erblüht es. Einige Stellen, die zuvor flach waren, richten sich jetzt auf und strecken sich in alle Richtungen. Isaac steht der Mund offen. Sein Atem wird langsamer, die Haare auf seinen Armen stellen sich auf, und er erkennt, dass die Schale des Eis überhaupt keine Schale ist. Sondern ein Pelz. Gerade eben noch vom Morgentau geglättet, plustert er sich jetzt auf, wie die Wolle des verwaisten Lamms im wärmenden Ofen. Isaac traut seinen Augen nicht. Das Ei ist von einem zotteligen weißen Fell umhüllt.

»Was bist du?«, flüstert er.